

# Nicht mit mir

Um kurz vor neun in der Früh lässt Justina Gichimu die Familie Jesu samt Esel und Schaf aus dem Sack. Sie stöbert im 20 Kilogramm schweren Plastikbeutel nach der Schachtel mit Krippenfiguren aus getrockneten Maisblättern und drapiert sie ganz vorn in ihrem Kiosk in Githurai, einer dichtbewohnten Siedlung am Rande Nairobis, die keine Stadtplanung gesehen hat. Noch knapp drei Monate sind es bis Heiligabend, „aber ich will das Geschäft ankurbeln“, sagt sie, „das vermittelt Dynamik“. Gichimu selbst ächzt ein wenig, der gestrige Tag steckt ihr noch in den Knochen. Auf den 20 Kilometern hin zu einem Markt stieg sie mit ihrem Sack auf Motorradtaxis mehrmals um, „ich war erst spät abends zu Hause“.

Gichimu, 25, ist Designerin. Neben Krippen holt sie selbst kreierte Schmuckkästchen und Tischdecken von Bananenblättern hervor – und mehrere Krippenspiele in ausgehöhlten Flaschenkürbissen. Ihre Tochter, vier, ist in der Kita. „Mir ihr fing im Grunde alles an.“ Was? Damals hatte sich Gichimu zwei Monate nach der Geburt vom Vater getrennt, er habe sich nicht gesorgt, keine Verantwortung gezeigt. Sie zog die Reißleine. Und stand an einer Wegkreuzung: Den Schulbesuch konnte sie sich nicht mehr leisten, sie hatte keine Arbeit in Aussicht und war nun auch noch alleinerziehend. Waren sie und ihre verwitwete Mutter schon arm, klopfte nun die Not an ihre Tür. „Ich beschloss zwei Dinge“, erinnert sie sich. „Ein zweites Kind kommt mir erstmal nicht. Und ich brauche einen Neustart in meinem Leben. Irgendwie.“

Gichimu pustet dem Jesuskind nicht existierenden Staub aus der Wiege. Ihr Nein zum früher üblichen schnellen Nachwuchs steht beispielhaft für die Gen Z Kenias und für sinkende Geburtenraten, die das Land zu einem der Pioniere auf dem Kontinent machen. Kamen in Kenia 2008 statistisch gesehen noch fünf geborene Kinder auf jede

Frau, sind es derzeit 3,17. Die Gründe: Medizinischer Fortschritt und besserer Zugang zu Medikamenten sowie Impfungen senkten die Mütter- und Kindersterblichkeit, aber vor allem genießen Frauen mehr Bildung, besonders in den ausgebauten Mittelschulstufen. Wissen ist Macht. Sie erlangen mehr Kontrolle über ihr Leben. Das hat Folgen.

Laut Charlie Robertson, Ökonom bei den Investmentmanagern FIM Partners, kann kein Land seiner Armut entfliehen, wenn die Geburtenrate nicht auf unter drei Kinder sinkt – ein Wert, den Kenia 2030 erreicht haben wird. Denn weniger Kinder bescheren den Familien mehr Möglichkeiten, die bestehenden Ressourcen für Gesundheit und Bildung zu investieren oder Geld zu sparen – alles Fortschrittsfaktoren. Deutschland dagegen steht wegen seiner sinkenden Geburtenrate vor anderen Herausforderungen: Mit derzeit 1,35 Kindern je Frau liegt die Bundesrepublik unter dem Wert von 2,1, bei dem eine Bevölkerung stabil bleibt.

Auf dem Fußballfeld vor dem Kiosk mit dem Schmuck wirbelt sich roströter Sand zu einem mannsgroßen Staubeufel herauf, der langsam gen Tor wandert. Ein Mann steigt aus seinem weißen Nissan Dayz und mustert Gi-

chimus Kiosk. Nach ein paar Schritten klingelt sein Handy, wild hineinflüchtend eilt er wieder zum Wagen. Gichimu lächelt. Ihr persönlicher Turnaround gelang mit dem Eintritt in eine nachbarschaftliche Jugendgruppe. „Freunde hatten davon gehört, und anfangs ging ich nur mit.“

Doch beim Treff wurde nicht nur gespielt und getratscht. Es kamen andere Themen auf den Tisch: Wie man verhütet, eine Familie plant – und wie man sich finanziell selbstständig macht; eine Notwendigkeit für Kenias Jugend, denn 67 Prozent aller 15- bis 34-Jährigen sind arbeitslos. Die Jugendgruppe war von einem Programm gegründet worden – Viva, implementiert vom kenianischen Partner „Youth for A Sustainable World“ der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung. „Wir lernen nicht nur Businesspläne oder Marketingstrategien“, sagt Gichimu, „sondern auch groß und fett zu denken, uns etwas zuzutrauen.“ Eine Chance zu nutzen, die man nicht hat.

Das Programm läuft gerade aus, aber die Saat ging auf. 75 solcher Jugendgruppen existieren bis heute im Land. Zusammenschlüsse, in denen jedes der jeweils 15 bis 25 Mitglieder einen selbst festgelegten Betrag einzahlt und dann die Gruppe entscheidet, welchem Mitglied Geld ausgeliehen wird – und zu welchen Konditionen. Auch Gi-

Kenias Gen Z will weniger Kinder kriegen. Eine Chance für das Land, weil Familien mehr Geld für Bildung und Gesundheit bleibt. Doch dafür sind gute Jobs für junge Menschen nötig – und selbstbewusste Frauen, die den Fortschritt vorantreiben. Kann die Wende gelingen?

Eine Recherche von Jan Rübel (Text) und Brian Otieno (Fotos)



„Wer macht bei euch die Technik?“



„Kinder kosten Geld.“



„Zum ersten Mal sprach ich über Sex.“

„Ein zweites Kind kommt mir erstmal nicht. Ich brauche einen Neustart“



„Kenia ist sehr patriarchalisch.“



chimu nutzte dieses interne solidarische Darlehen, um aus einem lang gehegten Traum ein Business wachsen zu lassen: nachhaltiges Schmuckdesign. „das Kreative habe ich immer in mir gehabt“. Ihr Geschäft läuft an und entwickelt sich immer besser. Bis zu 25000 Schilling verdiene sie im Monat, das sind 166 Euro. Die Miete für den Kiosk beträgt 10000 Schilling; die Summe teilt sie sich mit einer Freundin, die neben der Jesusfamilie gebrauchte Sportschuhe verkauft. „Kinder sind jetzt wirklich kein Thema – vielleicht, wenn ich durch meine Arbeit finanziell auf festen Beinen stehe.“

Kenia steht wie Gichimu damals vor vier Jahren vor einer Wegkreuzung. Einen guten Ausgangspunkt für materiellen Wohlstand schafft sich eine Gesellschaft, wenn die Erwerbsfähigen zahlreicher sind als die „Abhängigen“, also Kinder und Alte; ein sogenannter demografischer Bonus stellt sich ein. Dieser entsteht zumeist, wenn eine Gesellschaft ihre hohe Geburtenrate senkt, mehr Kinder überleben oder gesund aufwachsen und die Sterblichkeit unter den Erwachsenen sinkt. Kenia hat den Bonus in Sichtweite. Doch noch ist damit nicht entschieden, ob das Land daraus eine echte Dividende einfahren wird, also einen volkswirtschaftlichen Gewinn. Denn dafür müssen all diese werkfähigen Menschen auch Jobs haben. Und irgendwann wird sich dieses Zeitfenster schließen: Sinken die Geburten, wird in ferner Zukunft der Anteil alter Menschen steigen, sich der Bonus also seinem Ende zuneigen – denn die Erwerbsfähigen werden irgendwann zur Gruppe der „abhängigen“ Alten gehören, während durch den Geburtenrückgang weniger Erwerbsfähige nachrücken.

„Die Werte der Alten passen nicht mehr perfekt zu unserer Gegenwart“, sagt Pauline Mukami Njeri, „weil dies unserer Generation in der jetzigen Lage kaum weiterhilft.“ Gerade schneidet sie mit einem langen Messer Ritzen in eine Orange, die sie einer Käuferin reicht, hier im zehnten Kilometer südöstlich gelegenen Viertel Mathare North. Die informelle Siedlung mit dichten und engen Sandwegen ist ihre Heimat. Njeri, 23, steht vor einem mit Wellblech überdachten Stand, sie verkauft Obst, das sie heute um sechs in der Früh für 2000 Schilling auf einem Großmarkt bezogen hatte. Es ist zwölf, 200 Schilling hat sie bisher eingenommen, „die meisten Umsätze mache ich abends, wenn die Leute von der Arbeit kommen“.

Vor zwei Jahren machte sie sich mit dem Stand selbstständig; für die Hochschule reichte das Geld nicht, ein berufliches Nichts baute sich vor ihr auf und in dem Jugendclub von Mathare North, wo sie sich engagierte, hatte man irgendwann auch das Viva-Training angeboten. „Das gab mir ein Ziel und einen Schub“, erinnert sie sich. Und man diskutierte über Themen, die sie interessierten. „Zum ersten Mal sprach ich über Sex. Genau das, was ich brauchte.“ Ihre Mutter habe ihr vorher eingeschärft, nicht mit Jungs zu sprechen, davon kriege sie ein Kind. Njeri lacht. „Immerhin wollte sie mich vor der Schwangerschaft bewahren.“ Njeri ließ sich bei Viva als „Peer Educator“ ausbilden, um ihre Altersgenossen

über reproduktive Gesundheit aufzuklären. „Wir versuchen auch, diese Themen in der Schule besprechen zu lassen. Aber da wird gemauert: In den alten Strukturen wird noch gedacht, dass es durch das Reden über Verhütung mehr Sex gibt.“ Noch immer sind 15 Prozent aller Schwangerschaften in Kenia von Teenagern. Njeri hat für sich entschieden: „Ich werde keine Kinder kriegen. Das würde mein Leben erschweren.“ Ältere würden sie dafür schelten, „ich sei egoistisch, und wer solle dann für mich im Alter sorgen. Ich antworte dann: Ihr seid egoistisch, wenn ihr Kinder für eure Pension haben wollt“. Auf der Straße ziehen drei Hündinnen vorbei. „Wir als Gen Z wollen nicht mehr zurückgehalten werden. Natürlich denken wir zuerst an uns. Was bleibt uns angesichts mickriger Berufschancen übrig?“ Mit Work-Life-Balance und angeblich fehlender Belastungsfähigkeit habe dies nichts zu tun, „ich arbeite heute wie immer bis 20 Uhr. Außer sonntags, da bin ich in der Kirche.“

18000 Schilling Gehalt erhielt sie als Peer Educator, sparte die Hälfte an. Als das Programm endete, investierte sie das Geld in die Gründung ihres Stands. „Später will ich zur Abendschule gehen. Unserer Generation geht es schon mies, aber wir sind irgendwie empowered.“

Ein Gegensatz tut sich auf. Einerseits eine selbstbewusstere und rechtensensiblere Jugend, andererseits aber ständig steigende Lebenshaltungskosten und schlechte Jobperspektiven. Der Frust entlud sich erstmals im Juni vergangenen Jahres, als Tausende Jugendliche gegen Steuererhöhungen auf Grundgüter demonstrierten, ohne dass die

## 67 Prozent aller 15- bis 34-Jährigen in Kenia sind arbeitslos.

Regierung etwas gegen die Korruption im Staat unternahm. Unter den Hashtags *#RejectFinanceBill2024* und *#OccupyParliament* besetzte die Gen Z die Straßen, der Staat antwortete mit brutaler Härte: Allein im Juni 2024 starben 60 Jugendliche durch Polizeigewalt, die Szenen wiederholten sich diesen Sommer. „Wir haben jede Woche demonstriert“, sagt Njeri, „jetzt sind wir müde.“ Vielleicht waren die Proteste aber nur ein Auftakt. Was passiert, wenn der demografische Bonus nicht durch eine wirtschaftliche Transformation unterfüttert wird, zeigte der Arabische Frühling 2011: Die Massenrebellionen in etlichen arabischen Staaten wurden damals von der Jugend ausgelöst und anfangs getragen, von gut ausgebildeten und dennoch perspektivlosen Kids.

„Die Gen Z Kenias hat sich von der politischen Elite entfremdet“, sagt Bintu Zahara Sakor in einem Zoom-Gespräch. Die Demografin promoviert

am Peace Research Institute in Oslo über die Bedingungen für demografische Dividenden in den Subsahara-Regionen Afrikas. „Die Elite hört ihr auch nicht zu.“ Zwar verzeichnete Kenia 2024 mit einem Wirtschaftswachstum von fünf Prozent ein für die Gegend überdurchschnittliches Ergebnis, doch der Wohlstand verteilt sich ungleich und geht an der Jugend vorbei: Jährlich treten 800000 Menschen in den Arbeitsmarkt ein, der aber nur 200000 Arbeitsplätze schafft. „Kenia braucht eine politische Führung mit einer Vision fürs Land“, sagt Sakor. „Aber das geht nicht von oben herab.“ Für den Weg hin zur demografischen Dividende ratet sie die Aufgabenliste für Kenia herunter: „Die Bildung muss ausgebaut werden, vor allem sollten die Schulen mit der Vermittlung von marktrelevantem und technischem Wissen beginnen. Und der Arbeitsmarkt benötigt Investitionen für eine Industrialisierung, wie China und Südkorea es vormachten – beide Länder haben damit die de-



„Landwirtschaft ist cool.“



„Natürlich denken wir zuerst an uns.“



„Später will ich zur Abendschule gehen.“



Der kenianische Fotograf Brian Otieno hat Jan Rübel bei seiner Recherche durch Nairobi begleitet.

## Ihre Mutter habe ihr eingeschärft, nicht mit Jungs zu sprechen

ihre Mama habe elf Kinder gehabt, „der Hof war auch mit zehn Acres größer“. Mit neuen Grenzziehungen und Erbauseinandersetzungen bewirtschaftete sie nur einen Acre, „das reicht für mich, aber auch ich entschied mich schon für nur drei Kinder“. Und schließlich Kiarie Kamenu, der 75-Jährige grinst, man zähle Kinder nicht mit den Fingern, „und Enkel erst recht nicht“. Seine sieben Kinder hätten weniger Nachwuchs gekriegt. „Das ist der Lifestyle.“ Eine Folge der sinkenden Geburtenraten: Weniger junge Leute wollen in der Landwirtschaft arbeiten, die Profite sind gering und die Arbeiten schwer. Sie ziehen in Städte, und die Urbanisierung sorgt wiederum für weniger Geburten, weil Kinder in Städten eher einen Kostenfaktor als eine Arbeitskraft bedeuten – anders als auf dem Land.

Zurück in Nairobi zeigt sich eine andere Seite der sinkenden Geburtenraten. Das Uber-Taxi quält sich durch staubigen Stau entlang Gated Communities, links und rechts liegt Stacheldraht auf hohen Mauern. Es hält vor einem Arztelchhaus. „Bringing Dreams to Life“ grüßt im achten Stock ein kreisrundes Schild. „Die Nachfrage steigt steil“, sagt Kuchik Sarvaia. Der Gynäkologe in der Victoria-Fruchtbarkeitsklinik verweist auf die breite Angebotspalette: In-Vitro-Fertilisation, Spermieneinjektion und -gewinnung richten sich an wohlhabende Kenianer. „Vor zehn Jahren gab es drei solcher Kliniken im ganzen Land“, sagt er, „heute sind es 15.“ Die Leute würden später heiraten als früher, Stress sei auch ein Faktor für Fruchtbarkeitsprobleme. „Zu uns kommen Singlefrauen, die zuerst auf ihre Karriere gesetzt haben und nun allein für sich ein Kind planen.“

In den Straßen rund um die Klinik wohnen die Wohlhabenden Nairobis. Sie leben in Hochhäusern wie Festungen, abgewandt vom pulsierenden Downtown nebenan. Doch beide Stadtviertel haben etwas gemeinsam. Die Bürgersteige und Geschäfte füllen Menschen, nur die Banken stehen leer. Die Geldinstitute wirken wie Fremdkörper im Alltag. Die Zentralbank des Landes vermerkte vergangenen Dezember in einem Bericht, dass die Kenianer erstmals seit 2009 weniger Ersparnisse anlegen. Im Gegenteil: Die Inflation, das teurere Leben und Einkommensverluste zwingen viele dazu, ihre Reserven anzuzapfen. Dies offenbart ein Problem für den demografischen Bonus. Denn wenn weniger Geld zum Sparen zu den Banken gebracht wird, haben diese weniger Kapital und weniger Chancen, günstige Kredite zu vergeben – was jede Wirtschaft hemmt. Mehr Jobs, vor allem gute, entstehen aber so nicht. Und die Staatsinvestitionen in eine Industrialisierung bleiben bescheiden. Die demografische Dividende bleibt am Horizont. Nur nähert man sich ihr nicht mit Seitwärtsschritten.

Am Ende des Tages hat Fertilisations-Expertin Sarvaia elf Beratungsgespräche geführt. Justina Gichimu und Pauline Njeri verkaufen genug, um nicht sorgenvoll an morgen zu denken. Und Priscilla Wakarera plant einen Auftritt bei der internationalen Handelsmesse in Nairobi kommende Woche. Ist der demografische Bonus ein Zeitfenster, dann öffnen die vier es gerade. Es knarzt dabei, es ächzt. Und könnte sich auch schließen mit einem Knall.



„Die Gen Z hat sich entfremdet.“

mografische Dividende eingefahren. Und vor allem müssen Frauen gestärkt werden, denn sie sind die versteckten Treiber jeder guten Dynamik.“

Dies zeigt sich an einem grauen Vormittag in Nairobi, als Priscilla Wakarera die Tür zu ihren Büros per Fingerabdruck-Scan öffnet und sie weit aufreißt. Im neunten Stock eines Coworking-Hochhauses läuft sie entlang von Glaskuben und langen Meeting-Tischen. „Ich erwarte nie, dass mir ein Mann die Tür aufhält“, sagt sie. „Kenia ist sehr patriarchalisch strukturiert, aber Frauen nehmen viel selbst in die Hand, wir haben da eine matriarchalische Mentalität in der Gesellschaft.“ Sie passiert ein Gemälde mit einem rosaroten Pudel. An ihrem Schreibtisch angekommen,

zeigt sie auf einen schwarzen Minikoffer. „Das Kernstück unseres Geschäfts.“ Drinnen ist ein Gerät wie ein übergroßes Handy aus alten Zeiten. Groß ist auch seine Wirkung: „Damit revolutionieren wir die Landwirtschaft.“ Wir, das ist Rhea, ein Agrartech-Start-up, das sie gemeinsam mit einer anderen Frau gegründet hat und das fast nur aus Frauen besteht. Ursprünglich forschte Wakarera, 31, im Biotechnologiestudium zu Mikroben und erstellte Patente für die Stärkung von Bodenfruchtbarkeit in der Landwirtschaft. „Doch die Böden in Kenia sind zu degradiert, da konnten meine Pilze und Bakterien nur wenig bewirken“, erinnert sie sich. Also vertiefte sie sich in Bodenanalysen und entwarf diese kleine Blackbox mit



FR7 – Autor Jan Rübel beeindruckte in Kenia, wie die junge Generation ihre Chancen nutzt